

45]

Geschichte einer Bombe.

Von Andreas Strug.

„Mit einer sehr geringen Quantität von Blut und Galgen können wir erreichen, daß die Massen nicht gemein werden, nicht verpöbeln in ihrem tiefsten, geheimnisvoll-unberuhigten Innern, aus dem die Impulse zu großen Taten fließen. Und wenn eine neue Attade kommen wird, wenn die Zeit kommt, werden wir in der Menge die in den Seelen zerstreuten brennenden Funken vorfinden, mit denen man den neuen großen Brand anzufachen kann.“

„Und wie lange wirst Du imstande sein, diese Fünklein zu nähren, sofern nicht andere Ereignisse sie am Leben erhalten werden? Wenn diese es nicht gestatten — dann wird Dein ganzes Experiment vergeblich sein, es wird ein bengalisches Feuerwerk sein für jene Blinden, welche mit dem Schwefelgestank sich nur vergiften werden.“

„Ich weiß von anderen Erscheinungen. Aber ich habe keine Macht über sie. Ich tue einzig — das, was ich kann. Mein System wird ein Jahr, zwei oder drei durchhalten, — und das genügt.“

„Doch wenn die Japaner es nicht entsprechend finden werden, Dir zur geeigneten Zeit zu Hilfe zu kommen?“

„Dann habe ich verloren.“

„Und wirst wieder anfangen, eine geheime Druckerei einzurichten und verbotene Literatur unter dem Hemd herumzutragen und in die Arbeitervereinigungen zu schmuggeln.“

„Wenn ich entkomme, werde ich genau das tun.“

„Wie geht das bloß bei Dir zu? Lehr es doch auch mich. Verjüinge mich! Nimm mir diese hundert Jahre von den Schultern, die ich während der Revolution durchlebt habe.“

„Nein, nein, für Dich, Camille, ist eine andere Arbeit da. Für Dich ist keine Zukunft da.“

„Ich weiß das sehr wohl.“

„Auch ich weiß es. Solche wie Du sind am besten für den Augenblick geeignet. Früher brauchten wir Soldaten, — jetzt brauchen wir Verurteilte. Ich suche Leute, die nicht leben wollen. Ich glaube an mein kleines Ziel. Aber gewöhnlich wollen die Leute nur für große sterben. Das ist die menschliche Täuschung, Schwachheit, die kleine Eitelkeit. . . . Doch was läßt sich tun? Für den Augenblick werden mir nur solche folgen, die auch sonst nicht leben wollen. Ich will gleichsam eine Gruppe von Parteiselbstmördern organisieren. Berlegen Dich meine Worte, lieber Camille!“

„Ich verbiete Dir, in meine Seele zu sehen.“

„Das tut mir leid, aber was kann ich helfen? Man muß sich doch irgendwie verständigen. Schon beginnen manche von den Unfrigen, sich vor den Kopf zu schießen. Das ist schade.“

„Weißt Du, was Du im Grunde bist? So ganz im Innersten Deines Wesens? Ein Totengraber. Die Leichen ziehen Dich an.“

„Totengraber. Meinethwegen. Ich verspreche Dir ein ehrliches Begräbnis. Eine ehrliche letzte Stunde. Und wenn Du willst, sogar etwas Ruhm. Eine schöne Leichenrede, Kränze und so weiter. Und Du sollst nicht die geringsten Sorgen haben. Im geeigneten Moment werde ich Dir die Bombe in die Hand drücken, und Du wirst sterben. Das ist doch besser, als in einer finsternen Stunde zu sterben, in Selbstverachtung, mit einer unnützen, falschen, ad hoc ausgedachten Philosophie. Jrgendwo in einem schmutzigen Hotel. . . . Dabei kann es Dir ja auch passieren, daß Du inzwischen verrückt wirst.“

Camille riß sich auf und sah ihn haßerfüllt an.

„Warum hast Du sie nicht davor bewahrt? — Warum lächelst Du ihr nicht diesen schönen Tod?“

„Es war nicht möglich.“

„Du hast sie zu Tode gequält.“

„Das ist Unsinn. — Also darum, aus diesem Schmerz. . .“

„Kümmere Dich nicht um meinen Schmerz.“

„Schön. Auf Wiedersehen! Ueberlege vernünftig und ruhig, was ich Dir gesagt habe. Wann treffen wir uns wieder?“

Camille sah höhnisch auf den Genossen.

„Ja, das werde ich tun. Die ganze Nacht werde ich

darüber nachdenken — und meine Antwort wirst Du morgen in der Zeitung lesen. Ob wir uns wiedersehen. . .“

Er lachte.

„Wie Du wünschst,“ erwiderte Leo. „Zimmerhin ist es schmachvoll für einen Revolutionär, einer Frau wegen. . .“

„Zimmerhin — ist mir das ganz einerlei.“

Leo blickte ihm finster nach, wie er sich zwischen den Tischen hindurchwand und hinter der großen Portiere, die den Eingang verdeckte, verschwand. Camille sah sich nicht einmal nach dem Freunde um.

Leo blieb im Kaffeehaus zurück und vertiefte sich in die Zeitungen. Er las fleißig eine Stunde und begab sich dann in die Stadt. In Gedanken versunken, stieß er die Leute an und mußte sich oft entschuldigen. Als er an einem großen Blumenladen vorbeikam, blieb er an der Auslage stehen und sah mit Lust auf die großen Blumensträuße.

Etwas Schönes, Rührendes, wie das Lächeln eines Kindes sah ihn aus den Zweigen und Blättern an. Es traf ihn der flüchtige unruhige Zauber von Trauer und Freude zugleich. Und Leo mußte an längst vergangene Dinge denken; auch sie war wie eine Blume. . . .

Er trat in den Laden und kaufte einige flaumige, blühende Mimosenzweige.

Kama lag auf dem Bett und konnte die Augen von dem vergitterten Fenster nicht losreißen. Die eisernen Stäbe teilten die sichtbare Welt in regelmäßige Quadrate. Schön waren die nackten schwarzen Äste, phantastisch gekrümmt und wie ausgeschnitten auf dem Hintergrund des bläulichen winterlichen Himmels. Seit dem frühen Morgen starrte sie auf dieses Bild mit unerfättlicher Seele; denn darin zeichnete sich endlich ihre letzte und einzige Wahrheit ab, auf welche sie ihr ganzes Leben vergebens gewartet hatte. Vergessen waren alle Qualen und Mühen eines blutigen Nachdenkens über Dinge, die ihr unerfaßlich blieben. Die Täuschungen verschwanden, die Verzanberungen, die Gespenster. Es lösten sich die engen Knoten der Rätsel, alles ward hell, klar und verständlich — die Arbeit beendet. . . . Endlich war die unermeßliche Aufgabe, wie sie noch kein lebender Mensch unternommen hatte, gelöst.

Jetzt ist das Glück da, dachte sie. Jetzt ist die Freude da. — Die anbetenden, verliebten Augen knieten vor dem Wunder. Dort war jetzt ihre ganze Welt. Dort wird sie für immer bleiben.

Sie fürchtete nichts mehr. Nicht die Nächte mit ihren Träumen, nicht den Tag voll mörderischer Erscheinungen. Jetzt wird es nicht mehr diese schrecklichen Momente des Erwachens geben, — wenn sie sich plötzlich in einen anderen, ihr sehr nahe bekannten Menschen verwandelt fühlte und verurteilt war, an ihn zu denken. Entsetzlich war dieses täglich aus-sich-selbst-Hinauspringen, zum Sterben schrecklich gewisse, wie Blitze ausleuchtende Erinnerungen. . . .

Nein, das alles wird es nicht mehr geben. Ach, wie schön! —

Alles überzieht sich mit einem Nebel. Und sie schwimmt, schwebt, erhebt sich ganz leicht, sinkt ein wenig, und nie, niemals wieder, wird sie diese Scheußlichkeiten berühren, die tot sind, versunken in Nichts, zusammen mit allen Menschen, mit der ganzen Welt. Welche Wollust, allein zu sein! — Wie wunderbar, wenn nichts mehr droht! Mit sich selber zu sprechen, sich selber zuzulächeln — für sich dieses Lied der Freude und Glückseligkeit hummen. Welche Bönne. . . sie fühlt sich wie ein Vogel — sie versteht die Sprache, das Leben und die Seele dieser Himmelsbewohner. Wie sie wird sie auf Flügeln davonfliegen. Das schlante Wasserrohr wiegt sich und sieht auf sein Spiegelbild im Wasser. Es flüstert — flüstert. . . Das ist sie selbst. Sie fühlt sich kaum noch, gleich einer schmelzenden Wolke, die zergerht: der Wirrwarr der Seelen, aus welchen sie besteht, löst sich, und es entfliehen über die ganze Erde die Schwesterseelen in Freude, Schönheit und Ruhm. Sie ist überall — überall. Sie hat keinen Ort, sie hat weder ein Hier noch ein Dort, noch ein Jrgendwo.

Silbern ertönt ihr freudiges Lachen durch das weiße leere Zimmer. Lange noch klingt das Lied der Freude und des Ruhms, bis sie vor Glück erschöpft einschlaf.

Dann, im Traum, findet sie sich mitten unter den unerhörten Wundern ihrer Welt, wo ihr so wohl, so leicht ist. Dort neigen sich im Winde riesige Blätter, wiegen sich wunderbare, zauberhafte Blumen, und Wolken bilden auf dem sanften blauen Himmel Zeichen, die sie ablesen kann und verstehen wie die Buchstaben der menschlichen Schrift. Überall entstehen Aufschriften voll übermenschlicher Weisheit. Ihre Ausrufe und Worte ertönen im Geflüster der Blätter, im Plätschern der Welle, die zur Zeit der Flut das ferne Meer bis an ihren Fuß spült. Eine Menge guter Geister, unter denen sie sich heimisch fühlt, umgibt sie.

Sie erwacht langsam. . . Ihre Lider fallen wieder zu. Nach einer Weile wird der Traum zurückkehren und das geheimnisvolle Leben aufs neue beginnen. Endlich öffnen sich ihre Augen einer ganz anderen und gleichsam wirklichen Wirklichkeit — und blicken lange ungläubig, in schmerzlicher Bewunderung.

Ist dies ein Traum? Ist dies Wahrheit? Ist das ein wirklicher Traum? Gibt es überhaupt Träume? Gibt es die Welt? Gibt es überhaupt etwas? Und sie selbst, ist sie?

Es gibt nur eine ganz langsame Bewegung von etwas Weißen, Weißen, Weißen — das von der Höhe herabsinkt. . .

Es sind Schneeflocken, die vom Himmel wirbeln und sich auf den nackten Ästen, auf den dünnen Zweigen, überall, überall niederlassen. Sie dringen durch die Scheiben und erfüllen das weiße Zimmer. Es ist ihrer übervoll — sie wirbeln, schweben in der Luft, legen sich auf den Boden, weiß. . . weiß. . .

Plötzlich weckt sie ein schrecklicher Knall, der ihr fast den Kopf sprengt.

Eine geheimnisvolle Kraft wirft sie in die Höhe. Raus springt auf, stürzt aus dem Bett, läuft mit irrstimmigem Geschrei umher. Sie fällt auf den mit einem dicken, rauhen Teppich belegten Boden. In einer Sekunde wird alles aufgehört, alles verschwinden. Sie weiß, daß sie in Stücke gerissen worden ist. Mit dem Restchen Leben, das noch in ihr ist, fühlt sie, daß fern von ihr ihre Beine, ihre Arme herumliegen, daß irgendwo weit ihr noch schlagendes Herz blutet.

„Wo ist mein Kopf? Wo bin ich? Wo ist dieses Ich? Ich bin nicht mehr — es ist der Tod. Ist das der Tod?“

Und dann wird es dunkel.

(Fortsetzung folgt.)

Der Unzufriedene.

Von Johan! Nho (Helsingfors).

Schon mehrere Abende hintereinander war er vom umzäunten Weideplatz ausgesperrt worden, denn der alte große Stier war stets mit den Hörnern auf ihn losgegangen und hatte einen unbeschreiblichen Wirrwarr unter der friedlichen Rühfchar hervorgerufen. Einmal war sogar der volle Milchkübel umgestürzt worden und das alles nur wegen des Jungstiers. Aber nach seiner eigenen Ansicht lag die Schuld mindestens ebensowohl bei dem großen Stier, welcher die ganze Herde, junge und alte, für sich allein haben wollte. Der junge Stier durfte nicht einmal wagen, sich vor den Rühen, die in seiner Nähe standen, in seiner ganzen Größe und Schönheit zu zeigen. Flugs war dann der Stier, der oberste Hüter und Herr dieser Herde, auf ihn losgegangen. Und er würde ihn vielleicht aufgespießt haben, wenn nicht die Stallmädchen herbeigeeilt wären und sich mit Ratten und Heugabeln zwischen sie gemorfen hätten.

Der Jungstier stand nun hinter dem Zaun, unbeweglich und frohig. Wenn er nicht gar so wütend gewesen wäre, hätte er vielleicht geweint, bitter geweint über all diese Ungerechtigkeiten, die er in diesem Sommer hat erdulden müssen. Im letzten Winter, da war er noch unter der Jugend im Kalbstalle eingetragen gewesen. Aber als der Frühling gekommen war, wurde er der Ehre und Würdigkeit zuteil, als Erwachsener angesehen zu werden und man hieß ihn mit den Rühen auf die Weide ziehen. Anfangs war er über dieses Abancement sehr erfreut und glaubte, daß er sich jetzt auf der Weide ebenso ungeniert werde rühren und bewegen können, wie im Kalbstalle. Aber statt dessen kamen nur Mißgeschick und Leiden, und wenn man dazu noch über weite steinige Wiesen hinkrollen und sich dann das Futter hinter Sümpfen und Mooren suchen muß. . .

Das hätte schließlich noch nicht so viel bedeutet und er hätte sich auch nicht um all diese Leiden gekümmert, obwohl das Horn schmerzte und die Seiten so zart waren, wenn nur nicht diese Demütigungen vor aller Augen eingetroffen wären, selbst angeht die jungen Rühen, deren Herr und Gebieter er noch vor einiger Zeit im Jugendheim gewesen war. Nicht einmal die wollten ihn jetzt kennen, diese Scheusalen, sondern strebten danach, die Gunst des großen Stiers zu erlangen.

Der Jungstier ging noch einmal rings um den Stall herum und versuchte noch ein letztes Mal die Aufmerksamkeit auf sich zu

lenken. Schon wollte er durch ein verlockendes sanftes Brüllen das Interesse einer jenseits des Zaunes grasenden Kameradin erwecken, aber als die in keiner Weise darauf reagierte, stieß er mit seinem kurzen, aber festen Hornstumpf auf den Zaun los, schüttelte ihn und versuchte, die dort drüben zu erschrecken oder zu reizen. Aber sie warf ihm nicht einmal einen Blick zu, schien ihn gar nicht zu beachten und strafte ihn mit Verachtung und stillschweigendem Ignorieren. Und ebenso machten es alle anderen Rühen. Jetzt begriff der Jungstier, daß dies auf allgemeine Verachtung hin geschah und daß man beschloßen hatte, ihn aus der Gemeinschaft der Erwachsenen auszuschließen. Regungslos starrte er eine Weile grübelnd auf den Boden und dann beschloß er, Verachtung mit Verachtung heimzuzahlen. Er beschloß ganz einfach, die ganze Herde zu verlassen, die ganze Gegend mit diesen engen Verhältnissen, sich neue Freunde zu suchen, ein neues Vaterland und ein weiteres Betätigungsfeld. Vielleicht graut doch noch der Tag, an dem man seiner bedarf, und Ruhweiden findet man schließlich auch noch an anderen Orten. Ohne Absicht zu sagen, wandte er sich um und ging seines Weges.

Der alte Stier, der aufmerksam jeder seiner Bewegungen gefolgt war, sah ihn nun brüllend an der Kuhherde vorbeiziehen und dachte stillen Sinnes: So habe ich es auch machen müssen, als ich noch Jüngling war.

Der Jungstier ging leise und ärgertlich brüllend längs des Zaunes einher und erreichte die Hofstür, bei der er stehen blieb. Das Tor war neu und weiß und wie absichtlich für ihn geschlossen. Es kitzelte ihn in den Hörnern, er hatte Lust, diese ganze Sache da zu heben und über den Rücken hinweg in die Luft zu schleudern. Aber dann würden sie wieder mit Stangen und Heugabeln kommen, Steine nach ihm werfen und die Hunde auf ihn hetzen. Am besten ist es, auch das Tor zu verachten und lieber irgendwo anders seine Wut auszulassen.

Aber wenn ich den Hund nur einmal allein erwische, wenn ihm keine Stangen helfen können und keine Heugabeln, dachte er, während er weiter schritt, dann soll er mir nur daherkommen und bellend! Dort an die Wand möchte ich ihn annageln, daß er kein Haar würde rühren können. Na, so würde er es machen, zum Schrecken, zur Warnung für alle die, die ihn verfolgten, die ihn das Leben verbitterten. Aber es kam kein Hund daher, doch weiter rückwärts stand ein alter, umgestülpter Heulorb. Als er den erblickte, stürzte er heulend auf ihn los, stieß seine Hörner tief in ihn, hob ihn hoch in die Luft und schleuderte ihn mit einem Rud weit vor sich her.

Das schaffte ihm Selbstvertrauen und das Bewußtsein seiner Kräfte. Jetzt wäre er auch nicht zurückgewichen, wenn der große Stier auf ihn losrennen würde. Um, ob er nicht zurückkehren soll? Vielleicht sollte er diese Nacht noch dort warten und den Kampf aufnehmen? Na, er wird es für heute sein lassen, er trifft ihn wohl schon noch morgen.

Er brüllte immer weiter, als er dahin schritt, denn er wollte seine Stimmittel erproben, die von Tag zu Tag anwuchsen. Das Echo antwortete ihm von der anderen Seite des Sees so laut und kräftig, daß er im ersten Augenblick manchmal dachte, das sei das Gebrüll des großen Stieres. Na, in der Hinsicht war er also sicher erwachsen und vollwertig. Und was die Nackenstärke betrifft, ebenfalls — der hielt etwas aus. Und die Muskeln erschaffen sicher nicht so rasch, aber ob nur die Beine aushalten würden? Na, aber einmal werden die wohl auch zu zittern aufhören, einmal wird er auch so stramm dastehen wie ein Pfahl im Weidezaun — und dann wirds losgehen!

Er krümmte den Nacken, fühlte die Sehnen sich spannen und die Muskeln so hart werden, daß sie beinahe einen einzigen Knochen vom Horn bis an die Weichen bildeten. „Soll mit nur jetzt irgend so ein Kravallmacher des Weges daher kommen! Sollen die Wädel aus dem Dorfe es nur versuchen, sich hinter den Zaun zu stellen und mich zu reizen! Sollen diese Anirpse von Jungens jetzt kommen und mir drohen!“

Aber niemand kam. Der Weg lag offen vor ihm da, soweit er ihn überblicken konnte, die Nacht war friedvoll, alles ringsumher schlief, und nichts vernahm man, als den klatschenden Laut seiner Hufe, die in die lehmige und feuchte Erde drangen.

Dort stand ein Hofzaun, und hinter ihm hörte er einige Laufe. Was war das, was dort so schimmerte und sich knisternd bewegte? Etwas blieb stehen, und da hielt auch er an, um zu lauschen. Das war der junge Stier des Nachbarn, der allem Anscheine nach in den gleichen Geschäften draußen war, wie er selbst. Sie näherten sich beide dem Zaun, schnupperten eine Weile aneinander, ließen keinen Laut vernehmen, aber verstanden sich vollständig.

Er begann wieder weiter zu wandern und leise vor sich hinzubrüllen. Es war ihm noch nicht vollständig klar, wohin er des Weges ziehen sollte, aber ihm schien, daß er schon an irgendein Ziel kommen werde, wenn er auf der Landstraße dahinging. Und ganz richtig! Dort schimmerten ja schon Felder zwischen den Bäumen hervor. Zwei Rühen lagen auf dem Felde vor der Hütte und er erkannte sie sofort. Er hatte ihnen schon früher einige Male Gesellschaft geleistet, denn sie hatten keinen eigenen Stier und betrachteten ihn nicht, sondern schienen sich stets bei ihm wohl zu fühlen. Auch jetzt schauten sie ganz freundlich und einladend, als sie ihn am Waldrande gewahrten. Aber der Jungstier beachtete sie nicht, es waren ein paar alte Tanten, deren man bald genug überdrüssig wird, und ohne stehen zu bleiben, schritt er weiter.

Nein, er mußte kämpfen, die Hörner gebrauchen undiegend sich eine Freundin gewinnen, sie mit Gewalt einem anderen wegnehmen, sie erobern kraft der Stärke seines Radens! Und er ging weiter und brüllte leise vor sich hin, und hier und da unternahm er einen kurzen und entschlossenen Sprung. Ach, er wird nicht mehr längs des Weges dahingehen! Er wird jetzt bald hier ab, bald dort, spähte durch jede Richtung, kam an frischgepflügtes Land, wo ein Gase auf den zwei Hinterfüßen sah und ihn neugierig anstarrte. Er senkte das Haupt und wendete das eine Horn dem Häschen zu, so daß er ganz erschrocken in die Wacholderbüsche floh.

So weit draußen war er noch niemals gewesen. Aber nach allen Anzeichen zu schließen, muß sich dort weiter vorn ein Hof mit einer großen Kuhherde befinden. Er schnupperte auf dem Boden, schnupperte in der Luft, und während er schon die Hügelsenkung niedererschritt, fühlte er sich veranlaßt zu lichern.

Nachdem er so eine Weile vor sich hingelächert hatte, schlug er einen vollen Trab an und stürmte direkt auf den nächtlichen Weideplatz beim Stalle los, auf dem die Kühe lagerten, als ob sie seiner Ankunft gewärtig wären. Ohne weiter an die Folgen zu denken, stürzte er durch die offene Jauntür und packte die erste beste Kuh beim Raden.

Diese wendete sich nach ihm um, suchte sich zu verteidigen, erschraak aber und flüchtete sich zu den anderen. Der Jungstier sprang nach, der Stier des Hofes kam dazwischen, der Jungstier stieß ihn in die Seite, das erbitterte den anderen, sie stolperten über die Leittuh, die arglos dort lag, und stampften schließlich in einen Haufen Baumstämme, der zum Verkohlen dort lag, so daß die Asche in der Luft umherflog. Die Kühe erschälten und rannnen brüllend umher. Das Gefinde im Hofe erwachte. „Ein fremder Stier, schließt den Jaun!“ rief es in der Hütte, und die Mädchen und Knechte stürzten mit zwei großen Hunden auf den Ruhestörer los.

Man schlug auf den Jungstier los, von vorn und von rückwärts, von rechts und von links. Kam, daß er sich von dem einen Hunde durch die Hörner befreit hatte, sprang der nächste schon auf ihn los und biß ihn in das Hinterbein. Der Hausstier schlug mit den Hörnern auf ihn los und die Kühe speihten ihn. Er wollte bei der Stalltür Posten fassen, aber da ging von hinten eine Kanonade mit Heugabeln und Knütteln auf ihn los, so daß er Hals über Kopf fliehen mußte. Er sprang hoch über den Jaun, denn er hatte nicht Zeit gehabt, die Jauntür zu suchen, und rannnte, unbekümmert um die Steine, die um ihn herflogen, seines Weges weiter. Als er sich aber etwas beruhigt hatte, befand er sich unten im Tale am Walde. Na, da draußen in der Welt ist es auch nicht viel besser wie zu Hause! Hier gibt es Hunde und Knüttel und Heugabeln ebenso wie dort!

„Aber ich laß mich nicht prügeln!“ brüllte er. „Ich werde es euch schon zeigen!“ brüllte er noch einmal: „Noch habt ihr mir nicht die Haut abgezogen, und das werdet ihr auch niemals tun können. Noch steht mein Horn fest da!“ Und er brüllte ein drittes Mal, ein viertes und noch ein fünftes Mal, jedesmal länger und wütender. Aber beim sechsten Male hörte er plötzlich in der Mitte auf und ging in ein heftiges, zorniges, vernichtendes Geheul über, das wie eine fürchterliche Drohung über Täler und Berge hinschwebte, über Seen und Sümpfe sich hinzog und fernen Dörfern und Städten und aller Welt von des Jungstiers grenzenlosem Horn Kunde gab. . . . Auf daß alle Schuldigen erzittern mögen!

So sagte es mindestens der Jungstier selbst auf, und da er dicht vor sich einen großen schwarzen Baumstumpf sah, welcher ganz offenkundig sich dort bloß erhob, um ihn zu ärgern, so krümmte er den Raden und stürzte mit der ganzen Stärke seiner Nachgiebigkeit auf ihn los. Der Stumpf stürzte nieder, die Späne flogen hoch in die Luft und die abgebrochenen Wurzeln zerstreuten sich nach allen Seiten. Noch einmal stürzte der Jungstier auf ihn los, stieß seine Hörner, die kurzen festen Stümpfe, tief in die Erde und riß noch einen zweiten und noch einen dritten Baumstumpf los, so daß der Staub nach allen Seiten in der Luft wirbelte.

Aber dann beruhigte er sich, zürnte nicht mehr und war überzeugt, daß er gesiegt und sich wegen aller Aergernisse gerächt hatte. . . . Fühlte sich auch ein wenig schläfrig . . . ließ sich auf der Seite nieder, schüttelte den Kopf und verfiel bald in einen holden und sanften Schlaf.

Der Völkerkrieg der Fürsten.

1813/15.

Von Kurt Eisner.

III.

Die englische Landung in Deutschland zu erreichen, gelang Gneisenaus Bemühungen nicht; alles was er bei dem allgemeinen „Geistessturz“ auszurichten vermochte, war, daß sich England — Mitte Januar 1813 — endlich bereit erklärte, die Geldmittel für eine in russischen Diensten stehende deutsche Legion, etwa 10 000 Mann, herzugeben. Auch bewilligte England Ende Januar Gneisenau endlich die Mittel, die Garnison von Kolberg in Sold zu nehmen und von diesem Stützpunkt aus die militärischen Operationen zu leiten. Damals hatte Nord bereits die russische Besetzung Preußens herbeigeführt.

Am 30. Dezember 1812 hatten Nord und der russische Generalmajor Diebitsch, in der Poscherumschen Mühle, jene Konvention unterzeichnet, deren zweiter Artikel das preussische Korps verpflichtete, „bis zu den eingehenden Befehlen Sr. Majestät des Königs neutral stehen zu bleiben, wenn Höchstgedachte Sr. Majestät den Zurüdmarch des Korps zur kroatischen Armee befehlet sollten, während eines Zeitraums von zwei Monaten nicht gegen die kaiserlich russische Armee zu dienen“.

Schon der Wortlaut dieses Vertrages zerstört all die oft versuchten Bemühungen dienstwilliger Geschichtsschreiber, zu beweisen, daß Nord in geheimem Einverständnis mit dem König von Preußen gehandelt habe. War doch durch den Artikel 2 sogar bestimmt, daß selbst in dem Falle, wo Friedrich Wilhelm III. befehlen sollte, sich an die französische Armee wieder anzuschließen, das preussische Korps sich weigern sollte, bis zum Ende Februar die Waffen gegen Rußland zu führen; ein förmlicher vertragmäßig vereinbarter Waffenstreik.

Neuerdings wurde die Handlung Nords mit dem Sage verherrlicht: „So dachte Nord, als er sich unter dem gewaltigen Zwange der Verhältnisse zu dem Entschlusse durchrang, das ihm anvertraute Korps, des Restes der großen Armee, zu retten und wieder unter den Oberbefehl des Königs zu stellen.“ Diese Säkularverherrlichung beruht auf zwei sehr wesentlichen Irrtümern. Einmal war das preussische Korps nicht im mindesten gefährdet. Der zweite Irrtum ist die Ansicht, daß Nord das preussische Korps wieder unter den Oberbefehl Friedrich Wilhelms III. gestellt hätte. Er hat es im Gegenteil, nach den Lehren Arnolds, dem eigenen König entfremdet und dem Jaren unterstellt.

Ist sonach an der rechtlichen Bedeutung der Nordschen Tat kein Zweifel möglich, so ist sie auch moralisch keineswegs allzu rühmlich. Selbst preussische Offiziere empfanden damals die Handlungsweise als verwerflich, daß Nord seinen Vorgesetzten Macdonald in demselben Augenblick beriet, als die Armee nicht durch eigene Schuld, sondern durch die Schrecken der Elemente in die furchtbarste Lage geraten war, in dem niemals ein Heer sich befunden.

Die einzige Betrachtungsweise, durch die man dem immerhin energischen Entschlusse Nords gerecht werden kann, ist die rein politische Würdigung. Die Kunst der Politik ist, Tatsachen schaffen, und wenn diese Tatsachen die Zwecke erreichen, um derenwillen sie vollzogen waren, so ernten sie gemeinhin den Ruhm der Nachwelt; nur soll man weder von Recht noch Moral reden.

Das erste Schreiben, in dem Nord seinem König seinen Schritt mitteilte, schloß: „Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte; ich würde mit der freudigen Beruhigung sterben, wenigstens nicht als treuer Untertan und wahrer Preuze gefehlt zu haben.“

„Nest oder nie ist der Zeitpunkt, wo Ew. Majestät sich von den übermäßigen Forderungen eines Alliierten losreißen können, dessen Pläne mit Preußen in ein mit Recht Besorgnis erregendes Dunkel gehüllt waren, wenn das Glück ihm treu geblieben wäre. Diese Ansicht hat mich geleitet. Gebe der Himmel, daß sie zum Heile des Vaterlandes führt.“

Friedrich Wilhelm III. ließ Nords Brief zu seiner eigenen Rechtfertigung Napoleon mitteilen; nur änderte er den ersten Absatz und strich den zweiten. Nord war so wenig bereit, dem König willig seinen Kopf zu opfern, daß er sich nicht einmal seiner vom König beschlossenen Absehung fügte. Friedrich Wilhelm III. ließ öffentlich erklären — durch die „Spenerische Zeitung“ vom 19. Januar — daß er die Konvention von Tauraggen nicht ratifiziert habe, sondern sofort Nords Absehung verfügt habe. Er schickte auch seinen Flügeladjutanten nach Königsberg, um die Verhaftung Nords vorzunehmen. Die Russen ließen ihn aber gar nicht zu Nord, und im übrigen erklärte der General trotzig, daß er keine Verhaftungsbefehle durch Zeitungen entgegennehme und weiter fortzufahren werde, seine Funktionen auszuüben.

Friedrich Wilhelm III. hatte durchaus nicht etwa um Napoleons Joru zu beschwichtigen, die wirkungslosen Maßnahmen gegen Nord verfügt. Der Uebergang des preussischen Korps zur russischen Armee war nicht nur ohne Wissen und Willen des Königs geschehen, sondern durchkreuzte auch seine Politik, die auf Erhaltung und Befestigung des Bündnisses mit Napoleon gerichtet war. An einen Krieg gegen Napoleon dachte weder er noch sein Staatskanzler Hardenberg, dessen Anschauung war, Napoleon würde in seiner gegenwärtigen Lage bereit sein, Preußen KonzeSSIONen materieller Art zu machen. Wäre damals Napoleon bereit gewesen, Preußen etwa Gebietsverweiterungen zuzugestehen, so hätte sich Friedrich Wilhelm III. niemals von ihm abgewandt.

Der preussische König hatte keinerlei Staatsbegriffe; er sah alle Dinge ganz persönlich privatwirtschaftlich auf. So grämte ihn auch 1807 am Frieden zu Tilsit nicht sowohl die Zerstückelung des preussischen Staates, als vielmehr das Unglück, daß nicht nur seine polnischen, sondern auch seine linselbischen Privatdomänen in Verlust kamen. Damals hatte auch seine Gemahlin Luise schluchzend ihre Schmerzen dem Papier anvertraut: „Kaiser Napoleon nimmt die Domänen des Königs in Besitz und läßt sie für sich durch Personen, die er dazu bestimmt, administrieren. Wir haben alles verloren. Leben tun wir noch, und dieses Leben weniger unangenehm zu machen, kann jetzt unser einziger Trost sein.“

So dachte auch Friedrich Wilhelm jetzt nicht an irgendwelche nationale Erhebung des Volkes, sondern nur daran, auf welche Weise man die ungünstige Lage Napoleons zugunsten des preußi-

ichen Königshaus ausnutzen könnte. Und der preussische Landesvater spannt in diesen Tagen patriotischer Gärung ganz gemüthlich Heiratspläne zwischen seinem Sohn und einer Dame aus dem Geschlechte der Bonaparte. In einem sehr merkwürdigen Berichte des französischen Gesandten am Berliner Hofe an den französischen Minister des Aeußern, vom 12. Januar 1813, werden diese Heiratspläne sehr eingehend erörtert. Friedrich Wilhelm III., das geht aus dem Bericht hervor, hoffte aus solcher Verbindung die Wirkung, daß Napoleon ihn „zum Teil wieder in seinen alten Glanz“ einsetzen würde. Der König versicherte ferner durch den französischen Gesandten Napoleon auf das Bestimmteste, „daß er durch nichts in seinem politischen System irre gemacht werden könnte“, man müsse alles mögliche anwenden, um jede Art von Mißtrauen Frankreichs, die in Betreff Preußens stattfinden könnte, zu tilgen. Allerdings seien die meisten preussischen Unterthanen gegen die Franzosen aufgebracht, wegen der ihnen auferlegten Lasten. Aber wenn man sie nicht durch unerhörliche Forderungen zum Ueberhören treiben würde, so würden sie keine Gewalt gebrauchen. Der Gesandte führt wörtlich folgende Aeußerung des preussischen Königs an: „Man darf sich über das nicht wundern, was an Orien vorkommt, wo der Feind hinkommt; aber an eben denselben Orien haben doch die Behörden und die Einwohner die französische Armee auf das Beste bewillkommt und alle ihre Leiden geduldig ertragen; dies beweist die Reinheit meiner Gesinnungen und den Gehorsam gegen meine Befehle. Ich glaube, bestimmte Anzeichen zu haben, daß Oesterreich bei seiner Verbindung mit Frankreich fest aushalten wird. Wäre dies aber auch nicht der Fall, so ist meine Lage von der Lage dieser Mächte sehr verschieden. Ich bin der natürlichen Verbündete Frankreichs. Bei der Veränderung des Systems würde ich nur meine Lage verschlimmern und dem Kaiser das Recht geben, mich als Feind, und zwar mit Grund, zu behandeln. Ich weiß wohl, daß es Karren gibt, welche Frankreich zu Boden geworfen glauben; sie werden aber sehen, daß es in kurzer Zeit eine ebenso schöne Armee von 300 000 Mann aufgestellt haben wird, wie die erste war. Ich glaube, daß sie noch jämliche Augenblicke und Opfer zu bringen haben werden. Ich werde, was nur immer zu tragen ist, erdulden, um die künftige Ruhe und Wohlfahrt meiner Familie und meiner Völker zu sichern. Sagen Sie dem Kaiser, daß ich nur in Beziehung auf Geld keine weiteren Opfer mehr bringen kann; wem er mir aber Geld gibt, so kann ich noch 50 000 bis 60 000 Mann für seinen Dienst ausheben und bewaffnen.“

Schließlich kam der König auch noch auf die Heiratspläne zu sprechen. Er sei als Familienvater nicht sehr abgeneigt, eine Verbindung aus bloß politischen Rücksichten eingehen zu lassen. Er wäre dazu bereit, wenn er sehr bedeutende Vorteile und von solcher Beschaffenheit dabei erblicken sollte, daß dadurch die Monarchie zu einem höheren Rang erhoben würde, als den sie gegenwärtig behauptet.

Das waren die wirklichen Anschauungen Friedrich Wilhelms. Das schloß nicht aus, daß gleichzeitig insgeheim von ihm und seiner Regierung mit allen Höfen gegen Napoleon konspiriert wurde.

Die Kriegspartei am preussischen Hofe war bemüht, den König vor allem dem französischen Einflusse zu entziehen. Denn die ganze Mark war von Franzosen besetzt. Man fand ein sehr einfaches Mittel. Eines Tages wurde dem König die eigens erkundene Mauerbeschießung erzählt, daß die Franzosen beabsichtigten, ihn zu verhaften. Sofort entschloß sich Friedrich Wilhelm, zu flüchten und sich in die einzige Provinz zu begeben, die nach dem 1812 mit Frankreich geschlossenen Vertrag von französischer Besetzung freigelassen war: nach Schlessien. Am 21. Januar 1813 verließ der König mit dem Kronprinzen Berlin, um seine Residenz nach Breslau zu verlegen.

Genau einen Monat später verließ ein anderer deutscher Landesvater seine getreuen Unterthanen: der anhänglichste Trabant Napoleons, der König von Sachsen, der öffentlich seinem Volke verkündete, daß er der Zeitumstände wegen gezwungen sei, die Residenz auf einige Zeit zu verlassen. Der Sachse reiste erst nach Regensburg und dann nach Prag. Er wollte dem Vergnügen entgehen, die verbündeten Kosaken und Preußen in seiner Residenz zu begrüßen.

Berlin aber sollte seit seines Königs bald die ersten Befreier Deutschlands kennen lernen. Am 19. Februar streifte ein Trupp Kosaken die Stadt und feuerten ein Geschütz ab, dessen Kugel ein Haus der Königsstraße traf, ohne weiteres Unheil anzurichten. Weitere russische Truppen folgten. Wie diese Befreier aussahen, schildert Karl Friedrich von Müllern in seinen Jugenderinnerungen gar anmutig: „Im Lustgarten standen einige russische Regimenter Infanterie; keine Menschen, jämmerlich und elend von Gestalt, dumm und tierisch aussehend. Vierig verschlangen sie die Zwiebeln, die wir ihnen brachten; an dem einen Ende der Reihen erklänge ein einförmiger Gesang in einer Molltonart mit wunderlichen quiekenden Zwischenklängen; am anderen Ende erhielt ein Kerl Stoßprügel. Gegen die Franzosen stachen diese Soldaten gar sehr ab. Auf den Schloßhöfen lagen die Kosaken an den Wänden umher und suchten sich höchst unbesorgen das Ungeziefer ab. Das Haus, in welchem ich wohnte, erhielt sechs Kosaken zu angenehmer Einquartierung. Es stand dem Wirte auf dem Hofe eine Stube leer, und wir Be-

wohner des Hauses waren übereingekommen, unsere Einquartierung dieser Art hier hineinzulegen und sie gemeinschaftlich zu verpflegen. Die sechs Kerle wurden sehr lustig, da sie viel Branntwein begehrt und erhielten; aber nach einigen Stunden schwamm die ganze Stube, und man konnte vor Efel nicht hineintreten.“

Kleines feuilleton.

Literarisches.

William Godwin, Erinnerungen an Mary Wollstonecraft. (Verlag Edgar Thamm, Halle a. S.) Dieses Buch ist eine Art Biographie, aufgezeichnet von der Hand William Godwins, des Gatten der Mary Wollstonecraft, die eine der ersten englischen Verehrerinnen revolutionärer Ideen am Ende des 18. Jahrhunderts war. Sie kämpfte mit Fingabe und Ausgabe ihres persönlichen Glückes für die Rechte der Frauen, sie kämpfte mit freiem, ihrer Zeit vorausgeschrittenem Geiste für das Recht der Selbstbestimmung und lebte ihr Evangelium unbefümmert um die Meinung der Welt, des puritanischen Englands. „Gedanken über die Erziehung der Töchter“, „Verteidigung der Rechte der Frauen“ zeigen die neue Ethik, die Mary in glühender Begeisterung an Stelle der steifen englischen Moral zu setzen suchte, „Briefe an Jmlay“ offenbaren das große Herz der Verlassenen, die in der Liebe so weit wie in der Politik auf Widerstände stieß. In William Godwin, dem Verfasser vorliegender Erinnerungsblätter, traf die Schmerzgebeugte den Mann des Verstehens, aus dessen beseuernder Gemeinschaft sie leider sehr bald durch den Tod gerissen wurde. So ist das Leben Mary W. eigentlich nur Fragment, und auch die biographische Skizze ist nur Fragment, dennoch begegnen wir hier neben einem „Geist von morgen“ einem Charakter, der, wenn er auch in den Aufzeichnungen sich nur in persönlichen Angelegenheiten zeigt, in seiner stillen Festigkeit, in seinem reinen Willen und in seiner Sehnsucht der Menschheitsbeglückung ein schönes zu verehrendes Bild vor den Leser bringt. J. V.

Goethes Werke in Neudrucken. Eine wunderhübsche Ausgabe einzelner Werke Goethes hat der Verlag Moraw u. Scheffelt herausgebracht. Karl Georg Wendringer betont in seiner Einleitung mit Recht dies: Eine „Gesamtausgabe“ ist ein Grauel. Wer mag in diesen Riesentänden lesen, die die Wahlverwandtschaften und den Faust und ein paar Gedichte und Briefe zusammen enthalten? — Sie sind teuer, empfindlich und so schwer an Gewicht, daß man sie nicht in die Tasche stecken kann und sich ins Gras werfen, und unter Vollen lesen kann: O du lozes, leidigliches Mädchen . . .

Die Bändchen der neuen Ausgabe kosten 1,50 M., sind leicht und handlich im Format und geben in raffiniertem Druck die ersten Ausgaben wieder. Und alles, was, mit lateinischen Buchstaben gedruckt, uns kalt und etwas fremd erschien, laut wieder auf, und wie liebe, alte, vertraute Dinge sehen uns die krumpligen Buchstaben und die dünnen und dicken Striche an; das Buch lebt, und es ist zu befürchten, daß wir bald jeden Fleck ebenso auswendig wissen werden, wie die Gedichte. tu.

Meteorologisches.

Ein Welt-Wetterbureau. Die Witterungskunde hat mehr als irgendeine andere Naturwissenschaft ein internationales Zusammenwirken zur Voraussetzung. Ist es doch überhaupt unmöglich, das Klima eines Landes zu beschreiben, ohne die umgebenden Erdräume und auch die benachbarten Meeresküste in Betracht zu ziehen. Insbesondere aber ist eine Voraussage des Wetters für ein bestimmtes Gebiet davon abhängig, daß die Witterungsbeobachtungen eines möglichst großen Bereichs der Umgebung zur rechtzeitigen Kenntnis und Verarbeitung gelangen. In den Staaten Europas sind daher längst internationale Vereinbarungen zum Austausch von Beobachtungen der wichtigsten Wetterwarten getroffen worden. Noch aber fehlt es an einer Ausdehnung dieser Organisation über die ganze Erde und auch an einer festen Zentralkstelle für die Witterungskunde. Daher macht Dr. Clayton, der langjährige Meteorologe auf der Wetterwarte des Blauen Hügels bei Boston den Vorschlag, ein internationales Wetterbureau oder, wie er sich ausdrückt, ein Wetterbureau zu begründen, wo die Beobachtungen aus allen Weltteilen gesammelt und zur Erörterung gezogen werden sollen. Die Bedeutung einer solchen Anstalt ist schon früher erwogen worden, aber man hat bisher keine Schritte zur Verwirklichung oder auch nur zur genaueren Feststellung des Plans getan, und doch kann man Dr. Clayton darin recht geben, daß das Bedürfnis danach von Jahr zu Jahr wächst. Es wird immer deutlicher, daß die Witterungsverhältnisse der ganzen Erdoberfläche studiert werden müssen, wenn ein entscheidender Fortschritt in der Wettervoraussage, insbesondere in der Richtung ihrer Ausdehnung auf längere Zeit, gemacht werden soll. Eine im hohen Grade zuverlässige Prognose läßt sich auch jetzt immer nur für 24 Stunden wagen, obgleich bereits der Versuch gemacht worden ist, die Voraussage auf die beiden folgenden Tage zu erweitern. Wenn es Mittel gibt, dahin zu gelangen, den Gang des Wetters wenigstens im allgemeinen auf ganze Monate voranzubestimmen, so mühten sie unter allen Umständen nutzbar gemacht werden, denn der Wert dieser Vervollkommnung wäre selbst mit großen Kosten nicht zu teuer bezahlt.